

Otto Friedrich Bollnow,
Die Pädagogik der deutschen Romantik*

JEAN PAUL

1. Die Erziehung durch Volk- und Zeitgeist 54
2. Der Idealmensch 57
3. Entfaltende und heilende Erziehung 58
4. Die Freudigkeit 60
5. Der Mensch als freitägiges Ich 63
6. Die erzieherische Leistung der Sprache 65
7. Die weibliche Bildung 69

* Die originale Seitenformatierung ist belassen.

Jean Paul (1763-1825) gehört schon durch seine großen Dichtungen in die Geschichte der Pädagogik hinein. Seine Romane, vor allem der „*Titan*“ (1800/05), sind Bildungsromane im betonten Sinn des Worts, und haben insbesondere durch die Kritik, die hier von einem empfindsamen Gemüt am titanenhaften Geniekult des Sturm und Drang geübt wird, bedeutsamen Anteil an der Entwicklung des deutschen Bildungsgedankens. Darüber hinaus aber hat Jean Paul auch in einer umfangreichen theoretischen Arbeit zu den pädagogischen Fragen seiner in dieser Hinsicht reich bewegten Zeit Stellung genommen und dabei in einer durchaus selbständigen Weise seine eignen Gedanken entwickelt. Das ist seine 1806 (in zweiter, stark erweiterter Auflage 1814) erschienene „*Levana oder Erziehlehre*“. In diesem Werk, zu dem die konkreten Erziehungsaufgaben an seinen eignen Kindern den unmittelbaren Anstoß gegeben haben dürften, vereinigen sich die Erfahrungen einer fast zehnjährigen Hauslehrertätigkeit mit dem Ertrag seiner vielfältigen Beschäftigung mit dem pädagogischen Schrifttum seiner Zeit.

Obgleich Jean Paul nicht im eigentlichen Sinn unter die Romantiker gehört, schon seinem Geburtsjahr nach aus einer etwas älteren Generation stammt, wird man diesen so eigenwilligen und überhaupt schwer einzuordnenden Mann zweckmäßig doch an dieser Stelle einfügen, schon um damit die geistige Nähe zu dem ein Jahr zuvor erschienenen pädagogischen Hauptwerk Arndts zu bezeichnen.

Man wird diesem einfallsreichen, sich oft weit von den überlieferten Vorstellungen entfernenden Werk nicht gerecht, wenn man es seinem systematischen Aufbau nach zu behandeln versucht. Vieles ist nur äußerlich hinzugefügte Systematik, die die innere Gedankenführung nur unvollkommen wiederspiegelt, und manche Gedanken sind wohl nur um der äußeren Vollständigkeit willen ans der Literatur seiner Zeit aufgenommen. Wenn man Jean Paul in seinem Eigensten erfassen will, muß man versuchen, unter Verzicht auf Vollständigkeit und unabhängig vom systematischen Gang einige seiner originellsten Ideen herauszugreifen.

1. Die Erziehung durch Volk- und Zeitgeist

Einen der interessantesten Gedanken bedeutet schon gleich zu Anfang – ein typisch Jean-Paulscher Einfall – die Gegenüberstellung der beiden einander widersprechenden Auffassungen vom Erfolg der Erziehung, nämlich der „Schulrede gegen ihren Einfluß“, nach der „Schulerziehung sowie Hauserziehung weder üble Folgen habe noch andere“ (§ 4)¹⁴, nämlich überhaupt keine, und die Erziehung also völlig überflüssig sei, und demgegenüber dann der genau entgegengesetzte Standpunkt, die Betonung der Wichtigkeit der Erziehung in der „Schulrede für denselben“ (den Einfluß der Erziehung), die zu zeigen unternimmt, „wie stark eine gute Erziehung eingreife ins Herz der Zeit“ (§ 15).

Im ersten Sinn entwickelt Jean Paul, wie der „Volk- und Zeitgeist“, das allgemeine geistige Medium also, in dem der einzelne Mensch aufwächst, auf ihn einen unendlich viel größeren Einfluß ausübe als alle erzieherische Anstrengung seiner Eltern und Lehrer und daß diese darum gar keine Möglichkeit habe, sich gegenüber jenem mächtigeren Einfluß durchzusetzen: „Volk- und Zeitgeist entscheidet und ist der Schulmeister und das Schulmeisterseminar zugleich; denn er greift den Zögling mit zwei mächtigen Händen und Kräften formend an: mit lebendiger Tattlehre und mit unausgesetzter Einheit derselben“ (§ 7). Was zunächst die letztgenannte Seite angeht, so betont Jean Paul, daß die Erziehung im engeren Sinn den Menschen immer nur in bestimmten Augenblicken erfaßt, dieses allgemeine geistige Medium ihn aber beständig umgibt und seine Entwicklung als ein „fortdauernder Akt“ um so unwiderstehlicher sei. In diesem Sinn betont er: „So erbauet nichts so fest als die Gegenwart, die keine Minute aufhört und sich ewig wiederholt, und die mit Not, mit Freude, mit Städten, Büchern, Freunden, Feinden, kurz mit tausendhändigem Leben auf uns eindringt und zugreift“ (§ 7). Jean Paul prägt hier einen sehr glücklichen Begriff: das „lehrende Volk“, um damit die unwiderstehliche Wirkung zu bezeichnen, die von diesem umgebenden Medium ausgeht. Das Volk als ganzes, die Gesamtheit der lebendigen Mitwelt, belehrt und erzieht den Menschen. Vor allem auf einfacher Kulturstufe ge-

¹⁴ Um unabhängig von den Verschiedenheiten der Ausgaben das Auffinden der Zitate zu erleichtern, zitiere ich nicht nach den Seitenzahlen einer bestimmten Ausgabe, sondern nach den von Jean Paul selbst gesetzten Paragraphen.

schieht alle Formung des Menschen fast ausschließlich durch diesen ungewollten und ungeregelten Einfluß. Arndt vergleicht diese Formung der heranwachsenden Jugend mit der natürlichen Erneuerung der biologischen Lebensgemeinschaften. „Daher säen eben, trotz aller verschiedenen Re- und Informatoren, Völker und Wiesen sich selber aus zu gleichem Schmelz“ (§ 7).

Was dagegen die zweite Richtung angeht, die Wirkung der „*lebendigen Tat*“, so nimmt hier Jean Paul in seinem Hinweis auf die „pädagogische Unmacht der Worte“ den in jeder geistigen Erneuerungsbewegung typisch wiederkehrenden und uns schon von Arndt her bekannten Gedanken vom Gegensatz zwischen lebendigem Leben und totem Buchstaben auf: „Je weniger Tat, desto mehr Sprache; der Mensch wird, wie man sonst Maulchristen hatte, ein Maulmensch“ (§ 12). Der „Maulmensch“ ist also ein solcher, der in der oberflächlichen Form des Geredes verweilt, ohne in seinem inneren Kern davon ergriffen zu sein, ja den die Leichtigkeit, mit der sich das Wort einstellt, am inneren Ergriffenwerden verhindert. Das ist die Gefahr der Schulen. Darum betont Jean Paul sehr nachdrücklich das Übergewicht der vollen Lebenswirklichkeit gegenüber dem bloßen Schulbetrieb: „Das Schulgebäude der jungen Seele besteht nicht aus bloßen Hör- und Lehrzimmern, sondern auch aus dem Schulhof, der Schlafkammer, der Gesindstube, dem Spielplane, der Treppe und aus jedem Platze Himmel! Welche Verwechslungen anderer Einflüsse immer zum Vor teil und Vorurteil der Erziehung“ (§ 9).

Demgegenüber beruht dann für Jean Paul die Notwendigkeit einer besonderen Erziehung darauf, daß diese selbstverständliche Formung durch die Umwelt, die bei einfachen Völkern die ganze Erziehung ausmachte, heute nicht mehr sicher genug wirkt und darum zu ihrer Ergänzung einer ausdrücklichen Erziehung bedarf. Und wenn so viel über Erziehung geschrieben wird, so weist das darauf hin, daß inzwischen etwas *gestört* ist. Darum schreibt Jean Paul: „Der deutsche Staat selber nämlich erzieht nicht mehr genug, folglich tu' es der Lehrer in der Kinderstube, auf dem Katheder oder vor dem Schulpult“ (§ 16). Das bedeutet: Wo infolge der Veränderung der allgemeinen kulturellen Verhältnisse die ursprüngliche Weise der Formung durch die Umwelt gelockert ist, dort erst wird die Ausbildung einer besonderen Erziehung notwendig. Diese Veränderung aber ist für Jean Paul vor allem durch die Erfindung der Buchdruckerkunst entstanden. Sie wird von ihm trotz der damit verbundenen Gefahren enthu-

siastisch bejaht, weil sie über die früheren Grenzen hinweg ein gemeinsames Reich des Geistes begründet hat. Hinzu kommt als zweiter Grund für die Wichtigkeit der Erziehung, daß grade in den für die Entwicklung entscheidenden ersten Lebensjahren die einwirkende Umwelt nicht im Sinne eines allgemeinen „Volk- und Zeitgeists“ verstanden werden kann, sondern in der ganz konkreten engeren Lebensumgebung des Kindes gesehen werden muß: „Auch vor dem Kinde brechen sich die Weltmeere an vier Mauern, die sein Bildung- und Kristallisationwasser einfassen; Vater, Mutter, Geschwister und ein paar Zu-Menschen sind seine fortbildende Welt und Form“ (§ 19). Dieser engere Bereich ist natürlich sehr viel leichter übersehbar und der bewußten erzieherischen Einwirkung sehr viel stärker zugänglich. In ihm bleibt dann natürlich das besondere Gewicht der elterlichen Einwirkung und später besonders der des Lehrers.

Hiermit ist, wenn auch in seiner Bedeutung noch nicht roll erfaßt und bei Jean Paul auch zugleich wieder durch den Reichtum der sich überkreuzenden Gedanken verunklärt, an einer kaum beachteten Stelle eine der entscheidendsten pädagogischen Einsichten ausgesprochen. Bei der Frage nach den Grenzen der unbewußten erziehenden Einwirkung entdeckt er die positive Bedeutung dessen, was Herbart noch unter dem Namen der „verborgenen Miterzieher“ nur als Störung der planvollen Erziehung gesehen hatte, nämlich das, was später dann die unbewußte oder unausdrückliche oder die *funktionale Erziehung* genannt worden ist: die unbewußt formende Kraft, die von der gestalteten Lebensumgebung auf den heranwachsenden Nachwuchs ausgeübt wird. Und zugleich ist hier erkannt, wie die Notwendigkeit einer bewußten Erziehung mit dem Nachlassen der ursprünglich bindenden Kraft zusammenhängt, wie dieses mit dem Fortschreiten der Kultur unabwendbar zusammenhängt.

Sehr schön wird dieses Wirken der unbewußten Erziehung innerhalb der Sphäre der Familie auch an einer andern Stelle dahin beschrieben, daß „im Eltern-Hause sich das Erziehen ins Erleben verbirgt und das Kind zum Vorteil seines Freiheitgefühls und seiner leichten Empfänglichkeit alle Moral nur neben- und hinterher als Beigabe seiner Lebensfabel bekommt“ (§ 89). Daß „sich das Erziehen ins Erleben verbirgt“, bedeutet, daß es als ein unbewußt wirkender Einfluß in der Ganzheit des unmittelbaren Lebens eingeschmolzen ist und darum sehr viel

leichter mit dem Freiheitsgefühl des Kindes zusammengeht, während es nur seinen Widerspruch erregt, wenn bei der ausdrücklichen Erziehung sich diese vor dem Auge des Kindes „als nackte Absicht enthüllt“.

2. *Das Menschenideal*

In den allgemeinen Vorstellungen des zu erziehenden Menschen schließt sich Jean Paul eng an die Auffassungen der deutschen Klassik an. Die Ausbildung des „Menschen“ ist wichtiger als die des „Bürgers“, d. h. vor aller Brauchbarkeit für die Gemeinschaft die auf der Ausbildung bestimmter einzelner Kräfte zum Zweck der beruflichen Leistung beruht, steht die allseitige Entfaltung der Humanität, des eigentlich Menschlichen im Menschen. Darum ist es die Aufgabe der Erziehung, dem in jedem Menschen verborgenen aber zunächst noch verschütteten „*idealen Preismenschen*“ bei seiner Entfaltung behilflich zu sein.

Dabei übernimmt Jean Paul zugleich den *Individualitätsgedanken* der deutschen Klassik, wie er seit Herder die „deutsche Bewegung“ bestimmt hatte, daß jeder einzelne Mensch in einer einmalig besonderen Form das Wesen der Menschheit darstellen müsse, weil nur so diese sich in ihrem ganzen inneren Reichtum entfalten könne. So heißt es auch hier: „Da kein Endliches die unendliche Idealität wiederholen, sondern nur eingeschränkt zu Teilen zurückspiegeln kann; so dürfen solche Teile unendlich verschieden sein“ (§ 28).

Diese Individualität bedeutet aber nicht Einseitigkeit. Vielmehr kommt es darauf an, die von Natur gegebene einseitige Anlage durch die Ausbildung der entgegengesetzten Kräfte so zu ergänzen, daß sich als Ergebnis ein harmonisches Gleichgewicht einstellt. „Jede sittliche Eigentümlichkeit“, betont Jean Paul, „bedarf ihrer Grenzberichtigung durch Ausbildung des entgegengesetzten Kraftpols“ (§ 29). Dabei darf aber keine Kraft unterdrückt werden, denn jede einzelne hat ihre Bedeutung innerhalb des gesamten Wesens des Menschen, und jede ist darum zu entfalten, sondern immer nur muß die eine einseitige Kraft durch die verstärkte Ausbildung der andern, ihr entgegengesetzten eingeschränkt werden. „Übrigens bleib' es Gesetz, da jede Kraft heilig ist, keine an sich zu schwächen, sondern nur ihr gegenüber die andere zu erwecken, durch welche sie sich harmonisch dem

Ganzen zufügt“ (§ 29). Das Ideal bleibt „das harmonische Maximum aller individuellen Anlagen zusammengenommen, welches daher ungeachtet aller Ähnlichkeit des Wohllautes doch bei Einzelwesen zu Einzelwesen sich wie Tonart zu Tonart verhält“ (§ 29).

3. Entfaltende und heilende Erziehung

In diesem Zusammenhang nimmt Jean Paul auch zum Gedanken der „negativen Erziehung“ Stellung, wie er von Rousseau begründet war und wie wir ihn bei Arndt als typischen Grundgedanken einer romantischen Pädagogik kennengelernt hatten. Auf den ersten Blick erscheint es erstaunlich, wie Jean Paul hier gegen die negative Erziehung Stellung nimmt: „Eine rein-negative Erziehung, wie die Rousseausche nur zu sein scheint“ – d. h. in Wirklichkeit auch nicht ist – „widerspricht sich und der Wirklichkeit zugleich so sehr als ein organisches Leben voll Wachstum ohne Reizmittel“ (§ 23). Aber dieser Einwand beruht im Grunde nur auf einem Mißverständnis dessen, was Rousseau gemeint hatte, und wir nehmen ihn darum an dieser Stelle auf, um damit zugleich dieses Mißverständnis aufzuklären. Wenn Jean Paul meint, der Gedanke der „negativen Erziehung“ widerspreche dem Wesen des organischen Lebens, das sich nur in Wechselwirkung mit dem äußeren Reiz entfalten könne, so ist umgekehrt darauf hinzuweisen, daß grade das organische Leben der Grundgedanke war, aus dem sich die Forderung einer „negativen Erziehung“ entwickelt hatte. Was Jean Paul hier zum Widerspruch veranlaßt, ist ein Mißverständnis, das durch die Bezeichnung als „negative Erziehung“ in der Tat nahegelegt war: als ob sich das organische Reifen nur von innen heraus, ohne Wechselbeziehung mit der Außenwelt, vollziehe. Und insofern bedeutet es eine wesentliche Klärung dieses Gedankens, wenn jetzt zugleich auf die andre Seite, die Bedeutung der Umwelteinwirkungen für das Wachstum, hingewiesen wird.

Der Sache nach herrscht grundsätzliches Einvernehmen. Was Jean Paul hier als „Reizmittel“ bezeichnet, das hatte auch die „negative Erziehung“ wahrhaftig nicht ausschalten wollen, im Gegenteil: man kann den ganzen Rousseauschen Erziehungsplan geradezu als ein sorgsam aufgebautes System zur Darbietung der geeigneten Reize verstehen, und so wird er auch von Jean Paul in den unmittelbar folgenden Sätzen aufgenommen: „Der reine

Natur-Mensch ... wächst ganz an Reizen empor, nur daß Rousseau das Kind erstlich lieber mit Sachen als mit Menschen, lieber mit Eindrücken als mit Einreden weckt und potenziert und zweitens eine gesündere, gedeihlichere Stufenfolge der Reizmittel verordnet, indes seine Lehr-Vorfahren bei der so erregbaren Kinder-natur mit dem höchsten Reize vorangeeilt waren“ (§ 23). Dasjenige, auf das hin die „negative Erziehung“ als negativ bezeichnet wurde, ist vielmehr nur der willkürliche Eingriff, das „Machen“, das dem Kind überhaupt nicht den Raum zu einer eigengesetzlichen Entfaltung freiläßt (während der Reiz ja grade die dem Leben selber innewohnende Entwicklungsmöglichkeit hervorruft). Der Sache nach stimmt Jean Paul hier völlig mit Rousseau und weiterhin mit Arndt überein und nimmt bereitwillig den Gedanken einer richtigen Beschränkung“ der einwirkenden Reize auf, um die Entwicklung nicht vorzeitig voranzutreiben. An einer Stelle weist Jean Paul dagegen zurecht auf eine Einseitigkeit der Rousseauschen Konstruktion hin: daß diese die menschliche Umwelt nach Möglichkeit auszuscheiden und die wirksamen Einwirkungen auf die Welt der „Sachen“ zu beschränken sucht.

Wie sehr Jean Paul der Sache nach mit den romantischen Anschauungen einer „negativen Erziehung“ zusammengeht, wird noch deutlicher an einer Stelle gleich in der Vorrede zur „Levana“, wo er in Hinblick auf das früheste Lebensalter, die ersten drei Jahre sagt: „Hier ist noch die rechte Erziehung möglich, die entfaltende; durch welche die lange zweite, die heilende oder die Gegenerziehung, zu ersparen wäre“. Die „rechte Erziehung“ ist also eine „*entfaltende Erziehung*“. Das ist ein glücklich gewähltes Wort, denn damit ist jetzt von der positiven Seite her dasjenige bezeichnet, was in der früheren Bezeichnung nur **von** der negativen Seite her ins Auge gefaßt worden war. Die Aufgabe der Erziehung ist es, zu entfalten, was im Kinde selber angelegt ist und aus ihm selber zur Entwicklung strebt. Zugleich wird damit aber auch das (relative) Recht der andern Seite, der positiv eingreifenden Erziehung sichtbar, die sich als „*Gegenerziehung*“ dem Willen des Kindes entgegenstellt: sie wird als „*heilende Erziehung*“ notwendig, wo die natürliche Entwicklung fehlgeleitet ist. Sie ist als wesensmäßig das Zweite, das erst dort einseht, wo die „*entfaltende Erziehung*“ versagt hat und darum deren Fehler nachträglich zu korrigieren sind.

Grundsätzlich gilt, daß das natürliche Wesen des Menschen gut

ist und alles Böse erst aus fehlgeleiteter Entwicklung entspringt. Diesen Glauben an das ursprünglich Gute im Menschen faßt Jean Paul einmal in der einprägsamen Formulierung zusammen: „Der innere Mensch wird, wie der Neger, weiß geboren und vom Leben zum schwarzen gefärbt“ (§ 17).

Das aber bedingt, daß man auch Vertrauen zur natürlichen Entwicklung im Kinde haben soll. Sehr treffend wendet sich Jean Paul an einer Stelle gegen die übergroße Ängstlichkeit der Eltern: „Der Himmel bewahre aber jede (Mutter) vor jener bangen Übersorge, welche der Natur mißtrauet und jeden Zahn eines Kindes von Arzt und Apotheker heben läßt.“ „Wagt man nichts an Kindern, so wagt man sie selber, den Leib wahrscheinlich, die Seele gewiß“ (Über die physische Erziehung). Das berührt sich unmittelbar mit dem im selben Jahr gedruckten schönen Satz Herbarts: „daß Knaben und Jünglinge gewagt werden müssen, um Männer zu werden“¹⁵. Was schon in der körperlichen Entwicklung der Kinder bedenklich ist, gewinnt über den gegenwärtigen Zusammenhang hinaus grundsätzliche Wichtigkeit, im Bereich der sittlichen Erziehung. Die Erziehung zu einem sittlichen, d. h. aus Freiheit und eigner Verantwortung sich entscheidenden Leben wird unmöglich, wenn man dem Kind nicht den Spielraum läßt, in dem es sich frei bewegen und darum auch irren kann. Aus tieferer Verantwortung also müssen die Eltern die „bange Übersorge“ zurückhalten.

4. Die Freudigkeit

Vielleicht auf keinem andern Gebiet kommt der eigentümliche Geist der Jean Paulschen Gedanken zur Erziehung so zum Ausdruck wie in der großen Bedeutung, die er einer *freudigen Grundstimmung* für die Entwicklung aller Kräfte im Menschen beimißt. „Freude“, so sagt er einmal, „ist die warme Sonnenseite des Geistes und Leibes“ (Über die physische Erziehung). Darum heißt es schon von der Entwicklung der ersten Lebensjahre, der noch sprachlosen Periode des Kindes: „Was ist Wärme für das Menschenküchlein? — Freudigkeit. Man mache nur Spielraum – indem man die Unlust wegnimmt –, so fahren von selber die Kräfte empor“ (§ 42). Darum betont Jean Paul allgemein

¹⁵ Herbart, Allgemeine Pädagogik, Sämtliche Werke, hgg. v. K. Kehrbach, II 19.

für den Umgang mit dem Kind: „Einen traurigen Mann erduld' ich, aber kein trauriges Kind“ (§ 43); denn der Mann kann sich aus eigner Kraft wieder aus seiner Traurigkeit emporreißen, das Kind aber, das nur im Augenblick lebt, bleibt ihr wehrlos preisgegeben.

Die große Bedeutung der Freudigkeit – oder der mit ihr verbundenen Heiterkeit – ist einer der Lieblingsgedanken Jean Paul, auf den er auch an andern Stellen immer wieder zurückkommt. In diesem Zusammenhang sei als Ergänzung nur auf die kleine Abhandlung „Bruchstücke aus der Kunst, stets heiter zu sein“ hingewiesen.

Jean Paul unterscheidet dabei scharf zwischen der Freudigkeit und der Heiterkeit auf der einen Seite und dem bloßen Genuss auf der andern. Unter *Genuss* versteht er ein bloß *passives* Aufnehmen eines Eindrucks, sei es in der unmittelbar sinnlichen, sei es entsprechend auch in der geistigen Ebene, etwa beim so genannten Kunstgenuss. Freude beruht dagegen immer auf der eignen *Aktivität* des Menschen. „Was heiter und selig macht und erhält, ist bloß Tätigkeit“ (§ 46), betont Jean Paul. Darin liegt die grundsätzliche Verschiedenheit ihrer Wirkung auf den Menschen begründet, die dann von Fichte an entscheidender Stelle seines Erziehungsplans aufgenommen worden ist: Der passive Genuss liefert den Menschen der Selbstsucht aus, und nur die tätige Seite der Freudigkeit erhebt ihn zu einem höheren sittlichen Dasein. Darum betont Jean Paul: „Jeder Genuss, und war' es der feinste eines Kunstwerks, gibt dem Menschen eine selbstsische Gebärde und entzieht ihm Teilnahme; daher ist er nur Bedingung des Bedürfnisses, nicht der Tugend. Hingegen Heiterkeit – der Gegensatz des Verdrusses und Trübsinns – ist zugleich Boden und Blume der Tugend und ihr Kranz“ (§ 44). Darum liegt hier dann das unterscheidende Merkmal zum Tier: „Tiere können genießen, aber nur Menschen können heiter sein“ (§ 44). Jean Paul spricht von der „Heiterkeit, die nur der Mensch haben kann - obwohl Genuss das Tier“ (K 7)¹⁶. Er betont: „Nicht Genießen, sondern Heiterkeit ist unsere Pflicht und sei unser Ziel“ (K 1).

Wenn Jean Paul immer wieder von Freudigkeit und Heiterkeit spricht, nicht einfach von Freude, so drückt sich darin aus,

¹⁶ Ich zitiere die genannte Abhandlung hier ebenfalls nur mit einem K (= Kunst) und der Nummer der von Jean Paul gemachten Paragraphen.

daß er nicht das einzelne, auf einen bestimmten Gegenstand gerichtete Gefühl im Auge hat, sondern die allgemeine Grundverfassung der menschlichen Seele, die man im Unterschied zum einzelnen gerichteten Gefühl zweckmäßig als *Stimmung* bezeichnet und die den tragenden Grund bildet, aus dem sich dann erst alle einzelnen bestimmten Regungen entwickeln.

Und hier ist dann Jean Pauls Entdeckung die der sittlichen und erzieherischen Bedeutung der großen *Stimmungspolarität*¹⁷: die trüben Stimmungen verschließen den Menschen und verhindern damit zugleich die Entfaltung seiner Kräfte. Jean Paul betont in diesem Sinn: „In einer Seele voll Unmut und Verdruß erstickt die dumpfe schwere Luft alle geistigen Blüten und den sittlichen Wuchs“ (K 1). Umgekehrt aber: der Zustand einer freudigen Seinsverfassung *öffnet* den Menschen für seine Welt und bildet damit zugleich ein seelisches Klima, in dem sich alle Anlagen des Menschen zum Guten entfalten. Immer wieder betont Jean Paul diesen einen grundlegenden Gedanken: „Freudigkeit ... öffnet das Kind dem eindringenden All; sie empfängt die Natur nicht lieb-, nicht wehrlos, sondern gerüstet und liebend und lasset alle jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehen und der Welt und sich entgegenspielen“ (§ 45). „Heiterkeit ... schließt wie ein Frühling alle Blüten des Innern auf“ (K 7), „Heiterkeit und Freudigkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen“ (§ 44).

Darum ergibt sich von hier aus ein tiefer innerer Zusammenhang zwischen der heiteren „Sonnenseite“ des Lebens und der angemessenen Auffassung der Wirklichkeit außer dem Menschen, und in ihm gründet das, was Jean Paul sehr tief sinnig gradezu als Pflicht zur Heiterkeit bezeichnet hatte. Dieser heitere Zustand bedeutet ein Gefühl des Einklangs mit dem Sein und einer uneingeschränkten Seinsbejahung. Jean Paul spricht hier von einem „stillen milden Erfreuen über das Sein“ (K 3) und gradezu von einem „bonheur d'être“. In diesem Zustand fühlt sich der Mensch „offen jedem schönen Entschlüsse“ (K7). Er kann gar nicht anders als tätig dem Guten entgegenstreben. In diesem Sinne hieß es schon eben, daß unter dem Himmel der Heiterkeit kein Gift gedeihe, oder an anderer Stelle mit zugespitzter Deutlichkeit: „Es gibt keinen heitren Teufel“ (K7). Es gibt eine tiefe

¹⁷ Vgl. darüber ausführlicher meine Darstellung: Das Wesen der Stimmungen, 2. Aufl. 1943.

innere Wesensgesetzlichkeit, nach der Heiterkeit und Bosheit einander ausschließen, Heiterkeit und Güte dagegen einander notwendig bedingen.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich für Jean Paul die ungeheure *pädagogische Bedeutung* der Freudigkeit: Wo dieser Zustand einmal erreicht ist, da vollzieht sich alle Entwicklung gradezu von selbst, wo er verfehlt wird, wo Mißmut und Trübsinn sich ausbreiten, da ist alle noch so gut gemeinte erzieherische Bemühung umsonst. Darum kommt für die Erziehung alles darauf an, die Kinder in einen solchen Zustand der Heiterkeit und Freudigkeit zu versetzen und sie in ihm zu erhalten. Daher die große Bedeutung der *Spiele*, d. h. der freien, noch nicht zweckgebundenen Betätigung aller Kräfte. „Spiele, d. h. Tätigkeit, nicht Genüsse erhalten sie (die Kinder) heiter“ (§ 45), ein Satz, den Fröbel dann dem Begleittext seiner ersten Spielgabe vorangestellt hat. Darum soll auch dem Kind kein Spielzeug als etwas Fertiges gegeben werden (wie etwa, ein Beispiel, das Jean Paul bringt, ein fertiges kleines Bergwerk), sondern etwas, an dem es, wie beispielsweise an einem Baukasten, die Kräfte seiner Phantasie unerschöpflich betätigen kann (§ 50). Insbesondere aber hebt Jean Paul die Notwendigkeit einer solchen Heiterkeit in der Erziehung der Mädchen hervor, deren natürliches Lachen und Scherzen zu Unrecht so oft als Leichtfertigkeit verkannt und aus diesem Grunde verboten würden. Er betont, daß der äußere Scherz nicht im Widerspruch mit der stillen Kraft des Herzens stehe, und es gelte auch hier der allgemeine Grundsatz „Lachende Heiterkeit wirft auf alle Leben-Bahnen Tages-Licht; der Mißmut weht seinen bösen Nebel in jede Ferne; der Schmerz macht zerstreuter und verworrenen als der sogenannte Leichtsinn“ (§ 97).

5. *Der Mensch als freitägiges Ich*

Wenn dasjenige, was die Freudigkeit als die eigentümlich menschliche Haltung vom bloß tierischen Genuß unterscheidet, in der darin wirksamen Tätigkeit gesehen wird und wenn insbesondere die Bedeutung des Spiels aus der Entfaltung des kindlichen Tätigkeitstriebes entwickelt wird, dann kommt darin zugleich die andre Seite zum Ausdruck, durch die sich Jean Pauls Menschenauflaßung von der einseitigen Überspitzung des romantischen Idealbilds in Gestalt eines rein passiven Wachsen-lassens

unterscheidet: Der Mensch ist nicht nur ein Organismus, der sich von selber entfaltet und der als bewußtes Wesen diesem seinen von selber geschehenden Wachstum höchstens zuschauen könnte, sondern er ist ein *freitäiges* und sich selber aus eigner *Freiheit* bestimmendes Subjekt. Er ist, in der Sprache Fichtes, ein „Ich“. Hierin berührt sich Jean Paul eng mit den Anschauungen Fichtes wie weiterhin den daraus fortentwickelten Fröbels. Wir dürfen darin ebensowenig wie später bei Fröbel eine „Inkonsequenz“ gegenüber dem romantischen Organismusgedanken sehen. „Romantik“, „Idealismus“ usw. sind ja überhaupt nur nachträgliche Ordnungsbegriffe, die dazu dienen, uns die geschichtliche Wirklichkeit durchsichtig zu machen, die aber an keiner Stelle in „reiner“ Form verwirklicht sind. In Wirklichkeit haben wir nur eine einheitliche Bewegung, in der die verschiedenen, trotz ihrer Alters- und Richtungsunterschiede gleichzeitig schaffenden Träger durch mancherlei Fäden wechselseitig miteinander verbunden sind, und nicht in einer formalen Konsequenz, sondern in der schöpferischen Vereinigung verschiedenartiger Ansätze zeigt sich die wahre Kraft eines Denkers.

Fichtes Begriff des „Ich“, als Sitz des selbständigen inneren Lebens hat Jean Paul im Innersten, gradezu mit der Kraft einer Offenbarung, ergriffen. Er sah im „Ich“ den Sitz des innersten sittlichen und religiösen Lebens, ja gradezu die Geburtsstätte des Göttlichen im Menschen. „Es gibt Menschen“, so berichtet er hier, „die sich tief bis in die Grenzstunde hinein besinnen, wo ihnen zum erstenmal das Ich plötzlich aus dem Gewölke wie eine Sonne vorbrach und wunderbar eine bestrahlte Welt aufdeckte“ (§ 17). In seinen eignen Lebenserinnerungen hat Jean Paul sehr schön von diesem Erlebnis gesprochen, das er sogar an einen sehr frühen Zeitpunkt seiner Entwicklung verlegt, wie ihm zum erstenmal die Entdeckung aufgegangen sei: „als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich, wie Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig.“¹⁸ Diese Entdeckung bedeutet für ihn: ich bin nicht nur ein Stück Natur, nicht nur ein Organismus, der von selber wächst, sondern ein Wesen, das sich in Freiheit und Selbständigkeit zu sich selbst und zu seiner Welt verhalten kann. Hiermit ist also der letzte Seinsgrund des Menschen angerührt. Daher der besondere empha-

¹⁸ Jean Paul, Mein Leben, 2. Vorlesung.

tische Nachdruck, mit dem Jean Paul von diesem Erlebnis spricht. Auch in der „Levana“ heißt es an andrer Stelle noch einmal: „Ich ist ... das Höchste und Unbegreiflichste, was die Sprache ausspricht und wir anschauen“ (§ 29).

6. Die erzieherische Leistung der Sprache

Eine andre der interessantesten Anregungen, die Jean Paul der Geschichte der Pädagogik zu geben hat, bezieht sich auf die Leistung der Sprache für die geistige Entwicklung des Menschen. Jean Paul ist auf die große Bedeutung der Sprache immer wieder zurückgekommen. Insbesondere aber gehört hierher das Kapitel über „Sprache und Schrift“ in dem der „Entwicklung des geistigen Bildungstriebes“ gewidmeten Teil der „Levana“.

Die Sprache ist für Jean Paul das „Seelentor“ (Vorrede). Das geht noch weit über das hinaus, was Jean Paul an einer andern Stelle im Auge hat, wenn er sagt: „Das Zungenband ist das Seelenband“ (§ 111), und damit meint, daß das in seinen Leib eingeschlossene einsame Ich des Menschen nur auf dem Wege über die Sprache die Brücke zum andern Ich finde. Die Bezeichnung als „Seelentor“ bedeutet, daß die ganze Fülle der Welt erst durch die Sprache in die kindliche Seele eintritt, wie denn umgekehrt auch die Seele selber nur durch die Vermittlung der Sprache sich selber zugänglich wird.

Wenn so die Sprache das Mittel ist, durch das allein der Mensch von seiner Welt Besitz ergreift, so kommt dem Erlernen der Sprache ein ungeheurer, durch nichts andres auch nur annähernd zu erreichender bildender Wert zu. Und zwar handelt es sich nicht erst um das Erlernen einer fremden Sprache, deren bildende Bedeutung man lange erkannt hatte, sondern demgegenüber schon um das Erlernen der eignen Sprache, deren weittragende Leistung lange verkannt geblieben war. Mit allem Nachdruck betont Jean Paul: „Sprache-Lernen ist etwas Höheres als Sprachen-Lernen; and alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmitteln erteilt, fällt doppelt der Mutter-Sprache anheim, welche noch richtiger Sprach-Mutter hieße, und jede neue wird nur durch Verhältnis und Angleichung mit der ersten verstanden“ (§ 129). Darum muß nach Jean Paul die „Bildung durch Sprache“ schon bei der Muttersprache einsehen, und die Besinnung auf deren

Leistungen wird ein grundlegender Bestandteil jeder hinreichend elementar einnehmenden Bildungslehre.

Die erste und wichtigste der sprachlichen Leistungen ist schon das einfache *Benennen* der Dinge; denn durch das Benennen lernt das Kind das einzelne unterscheiden und damit überhaupt erst in der fließenden Umwelt etwas Bestimmtes herausheben und Wiederkennen. So kann Jean Paul sagen: „Durch Benennen wird das Äußere wie eine Insel erobert“ (§ 129). Er vergleicht die Leistung der Sprache in dieser Beziehung mit der Skala, ohne die der Stand der Quecksilbersäule am Barometer nicht ablesbar und darum das ganze Instrument zu nichts nütze sein würde. „Ohne das Zeige-Wort - den geistigen Zeigefinger ... stehet die weite Natur vor dem Kinde wie eine Quecksilbersäule ohne Barometer-Skala, ... und kein Bemerken ist zu bemerken. Die Sprache ist der feinste Linienteiler der Unendlichkeit, das Scheidewasser des Chaos“ (§ 129). Oder in einem andern Beispiel sagt Jean Paul in seiner unvergleichlichen Fähigkeit der bildhaften Veranschaulichung: „Der Mensch würde (so wie das sprachlose Tier in der äußeren Welt wie in einem dunkeln betäubenden Wellen-Meere schwimmt) ebenfalls sich in den vollgestirnten Himmel der äußeren Anschauungen dumpf verlieren, wenn er das verworrene Leuchten nicht durch Sprache in Sternbilder abteilte und sich durch diese das Ganze in Teile für das Bewußtsein auflöste. Nur die Sprache illuminiert die weite einfarbige Weltkarte“ (§ 129).

Was hier von der äußeren Welt gesagt ist, gilt ebenso auch von der inneren, ja gilt hier in verstärktem Maß, weil sich die Welt der Gefühle und der andern Seelenregungen nicht von sich JUS wie ein fester Gegenstand darbietet, sondern noch viel stärker wie in einem „dunkeln betäubenden Wellen-Meere“ verschwimmt und erst durch die Sprache als etwas Bestimmtes festgehalten werden kann. „Nur mit Worten erobert das Kind gegen die Außenwelt eine innere Welt“ (§ 48). Zum zweiten Male spricht Jean Paul ausdrücklich vom „Erobern“ der Wirklichkeit durch das Mittel der Sprache, um die ganze aktive Seite der sprachlichen Leistung zu bezeichnen. Nur unter Aufbietung der ganzen eignen Kraft wird die Wirklichkeit durch die Sprache für den Menschen erworben, und niemals ist sie schon als eine selbstverständliche Gegebenheit einfach da.

Aber die Sprache ist nicht nur Benennung, d. h. fixierendes Herausheben eines bestimmten Gegenstands, sondern sie ist darin

zugleich und darüber hinaus *inhaltliche Erschließung und Ausdeutung* der Welt. Und darin liegt die zweite große Leistung der Sprache, die Jean Paul heraushebt. Indem es die Sprache erlernt, übernimmt das Kind zugleich die inhaltliche Deutung selber. Jean Paul weist darauf hin, wieviel mit begrifflichen Mitteln selbst für den erwachsenen Menschen kaum zu begründendes Verständnis schon in den vom Kind mit Selbstverständlichkeit gehabten einfachsten sprachlichen Wendungen liegt. „Im einzigen ‚Zwar‘ steckt ein kleiner Philosoph“ (§ 129). In diesem Sinn kann Jean Paul sagen und darin die Bedeutung der Sprache für die kindliche Weltdeutung hervorheben: „Die Muttersprache ist die unschuldigste Philosophie und Besonnenheit-Übung für Kinder“ (§ 129).

Jean Paul fordert, möglichst viel und immer zugleich recht bestimmt mit dem Kind zu sprechen. Er weist darauf hin, daß das Kind immer schon mehr versteht, als man seiner Altersstufe nach von ihm erwarten sollte. Er lehnt es darum ab, in einer künstlich vereinfachten Kindersprache zum Kind zu sprechen, sondern empfiehlt, ihm ruhig umgekehrt auch kompliziertere Sätze darzubieten, an denen sich seine geistigen Kräfte anspannen, und in der ausgebildeteren Sprache immer schon der Entwicklung des Kindes um einige Jahre voraus zu sein, mit ihm also in einer Sprache zu sprechen, in der man ein späteres Entwicklungsstadium schon vorwegnimmt. Insbesondere hat Jean Paul seine Freude an den eigenmächtigen aber oft so überaus treffenden Wortneubildungen der Kinder, von denen er einige schöne Beispiele angibt, und sieht auch für den Erwachsenen darin einen Ansporn zur sprachlichen Lebendigkeit und Bestimmtheit.

Weil aber auf der anderen Seite in der Sprache eine beständige Verführung zu blasser Unbestimmtheit enthalten ist, muß sich der Mensch dagegen sträuben und immer wieder, wenigstens auf einein späteren Stadium der kindlichen Entwicklung, „die farblosen Alltagsprechbilder zur lebendigen Anschauung zurückleiten“ (§ 129). In seiner „Vorschule der Ästhetik“ (1804) hat Jean Paul darauf hingewiesen, wie stark die gesamte Sprache von abgeblaßten *metaphorischen* Wendungen, von körperlichen Bildern für Seelisches und seelischen Bildern für Körperliches, durchzogen ist. „Daher ist jede Sprache in Rücksicht geistiger Bezeichnungen ein Wörterbuch abgeblaßter Metaphern“ (Ä § 50)¹⁹.

¹⁹ Ich zitiere die „Vorschule der Ästhetik“ mit Ä und aus den oben angegebenen Gründen ebenfalls mit bloßer Paragraphenangabe.

Die Erziehung zur sprachlichen Bestimmtheit erfordert darum die Bemühung um die Neuverlebendigung der alten Anschaulichkeit. Darum wäre es so wichtig, „die bedeckten Goldschachten altdeutlicher Sprachschätze wieder (zu) öffnen“ (Ä § 83) und „veraltete Wörter zu verjüngen“ (Ä § 83). Dieser Gedanke ist dann bekanntlich von der späteren romantischen Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft aufgenommen und fruchtbar gemacht, worden. (Es sei nur an das Grimmsche Wörterbuch erinnert.)

Besonders wichtig ist für Jean Paul, in diesem Zusammenhang der Stamm an anschaulichen Zeitwörtern. „Wenn mal den Reichtum unserer Sprache, gleichsam eines Spiegelzimmers, das nach allen Seiten wiedergibt und malt, am vollständigsten ausgelegt sehen will: so überzähle man den deutschen Schatz an sinnlichen Wurzel-Zeitwörtern“ (Ä § 83), wofür der Verfasser selbst dann einige schöne Beispiele sammelt. Was Jean Paul in der „Vorschule“ insbesondere vom Dichter sagt: „Überhaupt nur durch die Gewalt über die Zeitwörter erhält der Autor die Herrschaft über die Sprache“ (Ä § 83), das bezeichnet zugleich eine grundlegende Aufgabe jeder Spracherziehung.

Wenn so die entscheidende Bildungsaufgabe der eignen Muttersprache zufällt, so bleibt darum trotzdem der *Fremdsprache* eine eigne Wichtigkeit. „Eine fremde Sprache ist schon als wissenschaftliche Beleuchtung der eignen nötig, aber auch genug“ (§ 99). Insbesondere die Grammatik dient als die „erste Philosophie der Reflexion“, denn sie „zwingt den Geist, auf sich zurückgewendet, seine eigne Geschäftigkeit des Anschauens anzuschauen, d.h. zu reflektieren“ (§ 129). Das aber gelingt an der Grammatik der Fremdsprache leichter als an der der eignen. Und darum „bleibt eine fremde Sprache, besonders die lateinische, unter den frühen Übungen der Denkkraft die gesündeste“ (§ 129).

Neben dieser hohen Bedeutung der Sprache für die menschliche Entwicklung hatte Jean Paul aber zugleich auch schon von Anfang an immer wieder auf die Gefahren der Sprache, dieses – mit Hölderlin zu sprechen – „gefährlichsten“ der dem Menschen gegebenen Güter, hingewiesen, nämlich auf die Möglichkeit, daß das jederzeit handlich verfügbare Wort dem Menschen ein Scheinverständnis vortäuscht und ihn eben dadurch an der tieferen Begegnung mit der echten Wirklichkeit des Lebens nur hindert. Der Mensch wird dadurch, wie es Jean Paul an der schon früher angeführten Stelle ausdrückt, zum bloßen „Maulmenschen“ und

grade beim Kinde ist die Gefahr besonders groß, daß ein vorzeitiges Bereden, besonders wo es sich nicht um handgreiflich sichtbare Dinge, sondern um die verborgeneren Geheimnisse des Lebens handelt, das sprachlos ahnende Auffassen dieser Zusammenhänge nur stört. Darum sei hier, als Abschluß der Betrachtungen über die Sprache, zugleich der eine bedeutsame Hinweis eingefügt, in dem sich Jean Paul gegen den vorzeitigen Gebrauch der sprachlich-begrifflichen Verdeutlichung wendet. „Je jünger das Kind ist“, so sagt er hier, „desto weniger hör' es das Unaussprechliche nennen, das ihm durch ein Wort nur zum Unaussprechlichen wird; aber es sehe dessen Symbole“ (§ 38). Anschaulich gewahrt hier das Kind die tieferen Sinnzusammenhänge, die es begrifflich noch gar nicht fassen kann und deren unmittelbare Erfahrung durch das Dazwischenentreten des Wortes nur gestört würde. Vor das begriffliche Denken tritt die unmittelbar anschauliche Erfassung im Bild, und hier setzt dann der Gedanke an, der späterhin, besonders bei Fröbel, eine entscheidende Wichtigkeit gewinnt: die Bedeutung des Symbols für die Erkenntnis der Welt und des Lebens.

7. Die weibliche Bildung

Als letzter Punkt seien noch einige von Jean Pauls fruchtbaren Gedanken zur weiblichen Erziehung angeführt. Es kommt dabei an dieser Stelle weniger auf das an, was er allgemein zur Wesensbestimmung der Geschlechter zu sagen hat. Das Bild des weiblichen Charakters unterscheidet sich bei ihm, was dessen allgemeine Umrisse angeht, kaum von dem allgemein verbreiteten Bild seiner Zeit. Es ist, im allgemeinen gesehen, noch verhältnismäßig locker gefaßt, weil Jean Paul („noch“) nicht den romantischen Lieblingsgedanken von der Polarität der Geschlechter mit seiner verdeutlichenden, manchmal aber auch ins Einseitige verzerrenden Kraft kennt. Das Eigenste, was er zu bieten hat, besteht in einer Fülle unsystematisch über die Darstellung verstreuter Einzelzüge, die mit einer ungeheuer feinfühligen Beobachtungsgabe festgehalten sind, denen nachzugehen aber die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit ganz überschreiten würde. Für den gegenwärtigen Zusammenhang dürfte es zweckmäßiger sein, so wie es sich bei der Behandlung Jean Pauls immer wieder als fruchtbar erweist, unabhängig vom systematischen Zusammenhang einige

Grundgedanken herauszugreifen, die von besonderer erzieherischer Bedeutung sind.

Der leitende Gesichtspunkt in Jean Pauls Auffassung von den Geschlechtern beruht darauf, daß keines von ihnen schon für sich allein die Menschheit darstellt, sondern daß beide zusammen genommen zu ihrer Vollkommenheit notwendig sind: „Nur beide Geschlechter vollenden das Menschengeschlecht“ (§ 77). Der Unterschied zwischen den Geschlechtern besteht darin, daß die Größe des männlichen Wesens auf der einseitigen Entwicklung einer einzelnen Kraft beruht, das weibliche dagegen in der gleichmäßigen Entfaltung aller Kräfte zu einem harmonischen Gleichgewicht besteht: „Der Mann tut's, indem er die Kräfte aufregt, die Frau, indem sie Maß und Harmonie unter ihnen erhält“ (§ 77).

Weil dieser zur Harmonie entwickelte Zustand dem der noch unentfalteten Einheit ähnlich ist, besteht für Jean Paul eine „Ähnlichkeit zwischen Weibern und Kindern“ (§ 79). Dem entspricht auch, daß die Frau viel weniger aus dem Bezug zur Zukunft lebt. „Für sie gibt's nur Gegenwart“ (§ 81). Aber eben in dieser Harmonie ist die Frau in ihrer Vollendung dem allgemeinen Ideal der Menschheit näher als der Mann, und für sie gilt in besonderer Weise, was vorhin allgemein über das Humanitätsideal gesagt wurde: „Denn nur das Weib bedarf an sich nichts zu entwickeln als den reinen Menschen, und wie an einer Äolsharfe herrschet keine Saite über die andere, sondern die Melodie ihrer Töne geht vom Einklang aus und in ihn zurück“ (§ 77).

Auf dieser Ausgeglichenheit beruht auf der einen Seite, was hier nur im Vorübergehen bemerkt sei, die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Frau: Jean Paul betont in diesem Sinn: „Von Natur sind die Frauen geborene Geschäftsleute; berufen dazu vom Gleichgewichte ihrer Kräfte und von ihrer sinnlichen Aufmerksamkeit“ (§ 93). Hierauf beruht insbesondere aber die unersetzliche Funktion der Frau in der eigentlich humanen Bildung, wie Jean Paul sie hervorhebt: „Der Mann, in welchem der Staat oder sein Genie das Gleichgewicht der Kräfte zum Vorteil einer einzigen aufhebt, wird immer diese überwiegende in die Erziehung mitbringen; der Soldat wird kriegerisch, der Dichter dichterisch, der Gottesgelehrte fromm erziehen – und nur die Mutter wird menschlich bilden“ (§ 77).

Von den weiterführenden Gedanken aber, die Jean Paul dann insbesondere zur weiblichen Erziehung äußert, sei vor allem der eine hervorgehoben, der sich gegen die übermäßige Entwicklung

der empfindsamen Seite, überhaupt gegen eine zu große Hinwendung des Menschen auf seine eignen Gefühls- und Stimmungszuständlichkeiten wendet und der über die Besonderheiten der weiblichen Bildung hinaus für die gesamte Erziehung bedeutsam ist. Jean Paul spricht das Grundsätzliche in dem schönen bildhaften Satz aus: „Gefühle, Blumen und Schmetterlinge leben desto länger, je später sie sich entwickeln“ (§ 88). Darum wendet er sich scharf gegen die in manchen Müttern liegende Neigung, die Gefühlsentwicklung ihrer Töchter übereilt voranzutreiben und in deren Empfindungen mit zu schwelgen. Im Gegenteil: er fordert eine betont sachliche Erziehung, die die Aufmerksamkeit vom eignen Gefühls- und Stimmungszustand fort und nur dem Gegenstand zuwendet: „Aber nicht das Gefühl, sondern den Gegenstand desselben lerne da« Mädchen prüfen, auflösen, erhellen“ (§ 88). Darum wendet sich Jean Paul mit besonderem Nachdruck gegen alles Schwelgen in Gefühlen, gegen jede scheinbar so natürliche weibliche Sentimentalität. Das Mädchen soll „so wenig als möglich zum Genüsse jenes Mitleidens mit sich selber kommen, das, um nur den Überschmerz zu behalten, vor allem erfreuenden Lichte flieht“ (§ 88). Darum fordert er: „Haß und Strafe jeder Laune, Krieg gegen jede gegenstandslose Stimmung“ (§ 88).

Er wendet sich allgemein gegen jede einseitige Pflege des Innenlebens, gegen „das reflektierende Selbstanschauen, das dem Menschen die äußere oberirdische Welt verbirgt und vernichtet durch Einsenken und Einfahren in die innere“, gegen den Zustand, wo „jeder sich als sein eigner Bandwurm selber bewohnen möchte“ (§ 137), und fordert als Gegengewicht eine handfeste „Lebens- und Arbeit-Gymnastik“ (§ 91); denn die Hinwendung an die Sache läßt den Menschen darüber sich selber mit allen seinen Stimmungen und Gefühlen verschwinden; es gilt hier allgemein, was Jean Paul einmal vom Schriftwerk sagt: „Ein rechtes Werk verschlingt den Verfasser, wie später den Leser, beide denken nicht mehr an sich“ (§ 96).

Was insbesondere die weibliche Erziehung angeht, so fordert Jean Paul die Beschäftigung mit einer *ernsthaften Aufgabe*, nicht mit sogenannter „Frauenzimmerarbeit“, mit weiblicher Handarbeit der höheren Stände, „welche von Nichtstun sich durch Wenigtun erholen müssen“, sondern eine ehrliche Arbeit in Haus und Garten, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. „Das Mädchen treibe statt derträumerischen einseitigen Dre-

fingerarbeiten die vielseitigen Geschäfte des Hauswesens, welche das Träumen und Selbst-Verlieren jede Minute durch neue Aufgaben und Fragen aufhalten“ (§ 92). Das bedeutet nicht, daß Jean Paul die Frau vom höheren geistigen Leben ausschließen wollte – seine eignen Romangestalten widerlegen das deutlich genug – sondern wendet sich gegen ein untätiges „Sitzleben voll Mittagruhe, Morgen- und Vormittagruhe und Vesperruhe, das besonders die höhern Damen bei vollen Tischen und Mägen führen“ (§ 91). Er fordert auch für die Frauen ein voll ausgefülltes tätiges Menschenleben, das er bei ihren wirtschaftlichen Begabungen vor allem in der Herrschaft über das Hauswesen sieht.

Das Grundsätzliche dieser Gedanken gilt aber nicht nur von der weiblichen Erziehung, sondern allgemein von jeder menschlichen Erziehung und findet seine letzte Erfüllung für Jean Paul, den Dichter, in der Erziehung des Dichters. Mehr noch als für alle andern Menschen gilt für ihn der Satz: „Nichts ist gefährlicher für Kunst und Herz, als Gefühle zu früh auszudrücken.“ Und Jean Paul fordert: „Gerade dem Dichter bleibe jede Empfindung kühl überbaut wie mit Herzblättern, und die magersten kältesten Wissenschaften halten das vorschließende Blütentreiben schön bis in die rechte warme Jahreszeit zurück“ (§ 143). Darum soll er nicht im Umgang mit Gedichten, in einer abgelösten Welt poetischer Stimmungen, sondern im wirklichen praktischen Leben zum Dichter heranwachsen, grade ihn „muß das Leben ... gerade mit prosaischen Verhältnissen recht durchgenommen und überarbeitet haben“ (§ 144).